Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 20

Artikel: Ein Sommertag
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671968

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der strömten aus den verschwollenen, blauen Augen Tränen, wenn sie daran dachte, ihren Alfred zu verlassen; denn sie liebte ihn über alles. So beschloß sie denn zu warten und den untreuen Gatten gründlich zu prüfen, da Beweise an Ort und Stelle stets das beste und sicherste sind. Magdalena trocknete ihre Tränen, wusch das Gesicht mit erfrischendem, wohlriechendem Wasser und ging dann an ihre Arbeit.

Gutgelaunt wie immer küßte Alfred sein Frauchen am Mittag, und während des Essens erzählte er von seiner Arbeit, schmiedete Pläne für den Feierabend und lachte so froh und glücklich, als wäre nichts vorgefallen. Magdalena kämpfte tapfer mit den Tränen; immer wieder stand sie vom Tische auf, um den Klotz, der ihr im Halse saß, herunterzuwürgen. Alfreds harmloses Verhalten machte sie nur noch trauriger, viel lieber hätte sie ihn unmutig gesehen. Ihr Mißtrauen stieg, sie stellte ihm Fragen und suchte ihn überall zu erwischen, aber Alfred umging diese Fallen so geschickt, daß sie ihm nichts nachweisen konnte. In den folgenden Tagen bewachte sie jeden seiner Schritte und fragte ihn nach allen Menschen aus, mit denen er geplaudert, doch Alfred verriet mit keinem Wort seine Schuld.

Täglich stahl Magdalena aus seinem Kleid das Bild jener Dame, die ihr Glück zerstörte, und sie empfand einen tödlichen Haß gegen das elegante Geschöpf. Dieser Haß nagte an ihr, er raubte ihr Friede und Schlaf, so daß sie bleicher, magerer und zerfahrener wurde. Um ihrem gequälten Herzen Ruhe zu verschaffen, entschloß sich Magdalena endlich, ihren Mann zur Rechenschaft zu ziehen. Zu diesem Zweck wählte sie den nächsten günstigen Tag, ihren Geburtstag; denn da darf sich jeder Mensch etwas wünschen, und ihr Wunsch kostete ja so wenig.

Wie ein zum Tode Verurteilter ordnete die junge, blonde Frau am Morgen ihres Wiegenfestes die Wohnung. Sie traf auch die letzten Vorbereitungen für einen eventuellen Wegzug, denn sie war auf alles gefaßt. Seit ihrem Entschluß sich zu opfern, war sie überzeugt, daß jene verführerische Dame die heimliche Geliebte ihres Alfred sei. So kniete sie denn vor der Wäschetruhe, liebend über die Linnen streichelnd, die sie mit so viel Sorgfalt gestichelt und genäht, als plötzlich die Türe aufging und Alfred mit strahlendem Gesicht, die Arme vollbepackt, eintrat.

Noch bevor Magdalena aufstehen konnte, beugte er sich über sie, küßte sie und legte einen riesenhaften Strauß roter Rosen in ihren Schoß. Dann stellte er eine Schachtel vor sie hin, deren Schnur Magdalena mit zitternden Fingern löste, sie hob den Deckel, faltete das rauschende Seidenpapier auseinander und erblickte ein schimmerndes silbergraues Kleid. Aber wie erschrak sie erst und wie drehte sich die Welt für einen Augenblick vor ihren Augen, als in der linken Ecke jene Photo steckte, die sie in der Tasche ihres Alfred gefunden. Dabei lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand: „Modell von Claudine. Einziges Kleid dieses Schnittes und dieser Farbe. Vorgeführt an der Modeschau im Salon Elégante." Nun gewahrte Magdalena auch, daß eben dieses Kleid in der Schachtel lag.

Mit einem Mal wurde ihr der ganze Irrtum klar, und sie breitete ihre Arme aus und weinte ihre glücklichsten Tränen an der Brust ihres treuen Mannes.

Ein Sommertag

Die Luft flimmerte über den hohen, verblühenden Wiesen; üppigen Sommergeruch atmen die Halme aus, atmet die fruchtbare, langsam ermattende Erde. Es ist die festliche Zeit des Jahres; die hohe Zeit der Reife und des Ueberflusses. Und die Erwartungen des Frühlings haben sich in verschwenderischer Weise erfüllt.

Ueber dem westlichen Horizont, den sanftblauen Hügelrücken und Höhenzügen, ruhen bauschige, quallige Wolkengebilde; Riesengebirge sind es, oft seltsam geformt und gestaltet. Es

sieht aus, als hätten sie sich träge hingelagert, um von der langen Wanderschaft auszuruhen. Sommervögel gaukeln lautlos vor mir her. Ein simpler Kohlweißling, aber ist er nicht trotzdem schön wie ein Wunder! Hat er sich verspätet? Müde scheint mir sein Flug. Und dann — wie konnte ich ihn nur übersehen? — ein Braunauge. Die Flügel beben, jetzt hebt es sich und fliegt schwankend, sommertrunken über die Wiese hin.

Schon liegt die Stadt tief unter mir. Sie ist in die sanften, durchsichtigen Rauchschleier der Niederung gehüllt. Kein Laut des Lärms und der fieberhaften Rhythmen dringt mehr hier hinauf. Fern bin ich schon der hastenden, drängenden Betriebsamkeit, fern schon den Hochkaminen, den Trambahnen und den donnernden Eisenbahnzügen über den Dämmen; fern den Fabriken und wimmelnden Straßenfluchten. Es ist schön, dem Lärm der Stadt für einige Stunden wieder den Rücken zu kehren, sie zu vergessen und so zu tun, als gäbe es keine Hast und keine Eile, die nach Geld und den schnell vergehenden Reizen des Alltages jagt.

Und dann nimmt mich der Wald in seine kühlen Hallen auf. Fast unmerklich ist es geschehen, wie wenn im Traum der Schauplatz wechselt. Waldgeruch ist auf einmal rundum, beglückend und erfrischend. Der würzige, eigenartige Duft harzender Tannen, der starke Geruch modernden Holzes, feuchter mulmiger Erde, und die Stille, die tiefe, zauberhafte Stille eines hohen Sommertages.

Schon manches Jahr bin ich auf diesem Weg nicht mehr gegangen. Ich war noch ein Knabe damals. Weit scheinen jene Stunden zurückzuliegen, in einer unendlichen Tiefe der Erinnerung, die keine Wiederkunft kennt. Und doch ist es mir auch wieder, als sei es erst gestern gewesen. Gestern? Verwirrend ist dieser Gedanke und das Gefühl, wenn längst Vergangenes in der Erinnerung mit quellklarer Deutlichkeit wieder aufersteht. Damals kannte ich hier jeden Weg, jeden Winkel und fast jeden einzelnen Baum. Die Holzmacherhütten, die kleinen Kiesgruben, das sanfte Gefälle des Geländes. Jahre sind seither vergangen, unbarmherzig und gnadenlos, und doch ist mir jetzt, als wäre es gestern gewesen, so deutlich tauchen wieder die Bilder der Kindheit vor mir auf. Und der Wald wird mir zur Selbstbegegnung, zum magischen Spiegel, in dem ich längst Entschwundenes von neuem erblicke.

Da schreckt mich ein Geräusch auf. Es ist ein Amselweibchen, das im Unterholz scharrt und dürres Laub vom vorigen Jahr wendet. So wie damals! Und nach einer Weile stoße ich auf die blutigen Federn eines Hähers. Der Kampf muß überaus hart und grausam gewesen sein. Ueberall liegen ganze Federbüschel, und wie ich meine Blicke hebe, hängt an einem Buchenast eine ganze Flügelseite. Wer mag der Mörder gewesen sein? Keine Spur läßt es mich erraten. Damals hätten wir die hübschen Federn wie Trophäen erbeutet und unseren indianischen Kopfputz vervollständigt damit. Und wie ich nun so stumm auf diesen still gewordenen Schauplatz eines brutalen Kampfes blicke, rauscht das Blut in meinen Ohren zum Zerspringen. Beim weitergehen erst fällt das Rauschen wie eine Last von mir.

Und dann erreiche ich in einigen Minuten die Weggabelung, auf der wir einst Blutsbrüderschaft getrunken haben. Auch damals war ein glutheißer Sommertag. Die erhitzte Luft flimmerte über der Lichtung. Die Ruhebank ist noch da, aber welches Liebespaar würde es wagen, sich darauf zu setzen? Noch morscher und hinfälliger ist sie geworden. Wie wir große und beschwörende Worte sprachen und uns Treue schwuren bis in den Tod; nie wollten wir uns verlassen und uns ewig beistehen in jeder Not und Gefahr. Und dann fand die denkwürdige, unvergeßliche Zeremonie statt, die Kulthandlung unserer Blutsbruderschaft. Mitten im sommerlichen Walde, unter dem leise fächelnden, leise rauschenden, lichtdurchfluteten Blätterdach. Mit einem spitzen Feuerstein (es mußte ein Feuerstein sein!), ritzten wir uns die Arme auf, bis das Blut hervorquoll, tiefrot und rund wie kleine Rubinperlen. Dann die beschwörenden Formeln, bevor wir einander das Blut von den Armen saugten; todernst war uns zumute bei dieser wahrhaft blutigen Brüderschaftsszene. Und nach diesem Akt hielten wir uns für ewig und unlösbar verbunden.

Was aber geschah mit dem „Schnellen Pfeil"? Das war einer dieser Blutsbrüder. Er ist Konditor geworden, ein Zuckerbäcker, der — wie man so sagt — in ein gutes Geschäft hinein heiraten konnte. Einen Wanst, fast wie Falstaff, hat er bekommen, schwabbelnde Wangen und ein stattliches Doppelkinn. Er spielt leidenschaftlich Karten und liebt die Politik. Man hat ihn in den Einwohnerrat gewählt und in die Schulbehörde. Törtchenbäcker ist er geworden, nicht Erstbesteiger des Gaurisankar oder Mount Everest, nicht Freibeuter oder ein zweiter Marco Polo. Dafür, dies muß ich willig lassen, wird er als Zuckerbäcker weit und breit gerühmt. Seine Mandelschnitten haben nichts ihresgleichen.

Und „Falkenauge", der andere Blutsbruder? Er starb schon ein Jahr später nach jenem Schwur. Als die Pflaumen im Garten seiner Eltern reiften und die Herbstferien begannen. Und wieder sehe ich das kleine, verdunkelte Zimmer, in dem er leidend lag und uns nicht mehr erkannte, seine Blutsbrüder, die Kameraden der Prärie. Langsam, quälend und unsagbar leidend, dämmerte er in jene andere Welt hinüber, die uns damals ihre Schrecken noch nicht enthüllt hatte; die wir leichthin die „ewigen Jagdgründe" nannten. Und als er dann unter der kühlen, schweren Erde lag, unbegreiflich aus unserem Leben gerissen, da schmeckten die Pflaumen nicht mehr so gut ...

Fast gewaltsam muß ich mich von der Weggabelung und dem Schauplatz der vergangenen Schwüre losreißen. Noch tiefer und reiner scheint mir die Stille; juwelenblau leuchtet der Himmel durch die golden durchfluteten Lücken des Blätterdaches. Vögel singen hin und wieder, und ein unsichtbares Flügelrauschen läßt mich aufhorchen.

Nach einer Weile verlasse ich den grasüberwucherten Waldweg und streife ziellos wie einst durch den Wald. Immer wieder stoße ich auf die Stätten meiner Bubenzeit. Ich finde die Höhle wieder, die einst unser Wigwam war, und es ist mir wiederum, als wäre kaum ein Tag seither vergangen. Sogar die Feuerstelle ist noch da, und darin die längst erkaltete Asche. Die rauhe Decke wölbt sich rauchgeschwärzt über mir. Ich komme an den Felsen vorbei, die wir kreuz und quer durchkletterten, und denen wir Namen verliehen mit fremdartigem Klang. Die Gebirge des Himalaja hatten unsere Phantasie da aufgerichtet, das Matterhorn und die Rocky Mountains. Es kam ganz auf die Bücher an, die wir damals gerade verschlangen. Ich erblicke auch wieder die spitz vorspringende Felsnase, auf der wir nach feindlichen Stämmen oder weißen Eroberern ausspähten. Wenn es unsere Einbildungskraft gar wünschte, vermochten wir von dort auch das Meer mit seiner wild aufschäumenden Brandung zu sehen, mit einsamen Segelschiffen, die arme Sklavenlasten führten, und die wir nach blutigen Kämpfen befreiten. In den Bäumen singen wie damals die Vögel; es sind nun freilich keine Papageien und Kolibris mehr, und den Kondor vermag ich in den Lüften auch nicht mehr zu erblicken.

Ein Reh kreuzt gelassen vor mir über eine kleine Lichtung. Es stockt und äugt. Ich halte den Atem fest an. Nun witterte es meine Nähe und verschwindet in panischer Flucht zwischen den Stämmen. Häher alarmieren unflätig krächzend mein Kommen. Da ist aber auch noch der Platz mit dem dichten Heidelbeerengesträuch. Sogar an vereinzelte Bäume vermag ich mich zu erinnern, die sich einst durch ihre bizarren Formen in mir eingeprägt haben.

Und dann trete ich mit einemmal wieder aus dem Wald heraus. Die Sonne blendet. Fruchtbar und befreiend weitet sich die Landschaft vor meinen Augen. Wohin mein Blick reicht, ist Sommer und Reife. Ein leiser Wind wogt über die langen, goldgelben Kornfelder hin; die dunklen Kleeäcker heben sich vom helleren Grün der Wiesen ab. Der Mohn blüht; wie mit Flammen durchwirkt er die Felder. Und zwischen den bunten Rechtecken der Wiesen, Felder und Aecker schlängeln sich hell leuchtende, staubige Wege, die sich in breiten Straßen zusammenfinden, von neuem hinauslaufen und die Ebene wie ein grobmaschiges Netz umschließen. Fern leuchtet der Strom; er glitzert wie eine silberschuppige Schlange. Und die Dörfer liegen friedlich unter dem hohen, blaßblauen Himmel.

Peter Kilian